


## Das Dreigestirn.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

In der ersten überschäumenden Entrüstung hatte Stetten nicht übel Lust, den Brief an Sophie Potocka mit dem kurzen vernichtenden Vermerk, daß er ihn gelesen, zurückzusenden. Aber dann siegte doch die ruhigere Ueberlegung: weshalb sollte er solche unvergleichliche Waffe aus der Hand geben? Erfuhr die Polin, erfuhr Talleyrand jetzt davon, daß die Uebereinstimmung ihres Handelns zu seiner Kenntniß gelangt sei, so trafen sie sicher ihre Gegenmaßregeln. Nein, das Billet mußte sein Geheimniß bleiben, ein kostbares Geheimniß, das ihm ein gütiger Zufall anvertraut hatte.

Und vor Allem: war es denn nun noch ein Zweifel, daß die Komtesse Savigny-Perigord und Louison de Vernier ein und dieselbe Person war? Schien sie nicht selbst sich dem Oheim gegenüber verrathen zu haben? Und hatte sie nicht augenscheinlich in irgend einer Weise für ihn Partei ergriffen?

Das Herz Stetten's war noch so wund und weh, der Druck, der auf ihm lastete, war so stark, daß das innige Empfinden, das er einst Louison entgegengebracht hatte, in dieser Stunde keinen Raum in seiner Seele fand. Wohl aber zog ein herzliches Gefühl dankbaren Mitleids in seine Brust ein: welche seltsamen Verhältnisse mußten auf das arme Mädchen eingewirkt haben, daß sie sich heute als die Nichte desselben Mannes ausgeben ließ, den sie und ihre Mutter vor kaum Jahresfrist als ihren ärgsten Feind und Widersacher angesehen hatten! Welche geheim-

Rekrutenaushebung in den Vierlanden bei Hamburg. (S. 212)

nißvollen Beziehungen spannen sich zwischen den drei Menschen, die so verschieden an Anschauungen, so verschieden an Herzensbildung waren?

Und während Kurt sann und sann, stieg der Gedanke in ihm auf, daß er dies Geheimniß ergründen müsse, rang sich in ihm die Ueberzeugung durch, daß er berufen und verpflichtet sei, dem jungen Mädchen seine Hilfe, seine Unterstützung wenigstens anzubieten. Ja, das wollte er thun, an ihr war's dann, sich zu entscheiden, ob sie die dargebotene Hand annehmen oder zurückweisen wollte.

Wie aber sich der Komtesse nähern?

Stetten war kein Freund davon, einmal gefaßte Pläne auf die lange Bank zu schieben. Er wollte Louison, wenn irgend möglich, heute schon sprechen, er wollte ihr gegenüber offen sein, ihr mittheilen, daß er Kenntniß von einem Briefe Talleyrand's habe, der auch ihre Person betreffe. Er mußte Klarheit haben, ehe die Gräfin das junge Mädchen besuchte. Und der gerade Weg schien ihm der beste, er mußte wenigstens versucht werden. So fuhr er denn zur Besuchszeit nach dem Palaste des Fürsten von Benevent und ließ sich bei der Komtesse melden. Aber man schien hier ganz bestimmten Weisungen zu folgen: er wurde nicht angenommen, die Komtesse sei seit einigen Tagen leidend, hieß es.

Der gerade Weg hatte versagt — jetzt mußte die List zum Ziele führen! Vergebens zergrübelte sich Stetten den Kopf, wie er Louison eine Nachricht zukommen lassen könne.

Mißmuthig schlenderte er seiner Wohnung wieder zu, als ihn ein junges, kokett gekleidetes Mädchen scharf fixirte, daß er annehmen mußte, sie kenne ihn. Als sie dann mit einer leichten Verlegenheit gar grüßte, entsann er sich des hübschen Gesichts mit dem kecken Stumpfnäschen. Es war die Kammerfrau Sophiens, die er gestern Nacht zu der Gräfin gerufen. Unwillkürlich blieb er stehen und erkundigte sich höflich nach dem Befinden derselben.

Das Mädchen schien Aehnliches erwartet zu haben. Sie gab bereitwillig Auskunft. Ihre Gebieterin habe sich erholt, sei freilich noch sehr erregt, wolle indessen unbedingt morgen in aller Frühe abreisen. Sie sei nur in die Stadt geschickt worden, um an Stelle der verbrannten Toilettengegenstände einiges Unentbehrliche für die Reise zu besorgen, sie solle außerdem einen Brief nach dem Palast des Fürsten von Benevent bringen, in dem die gnädigste Gräfin der Komtesse wohl ihre bevorstehende Abreise mittheilte. Es machte dem koketten Dinge augenscheinlich Vergnügen, mit dem schmucken preußischen Offizier auf offener Straße ein längeres Gespräch zu haben.

War das nicht ein Wink des Schicksals? Durfte Kurt diese vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen? — Nimmermehr!

Er bat die Kleine, einen Augenblick zu warten, trat in den nächsten Blumenladen und kaufte ein Bouquet, ließ sich dann Tinte und Feder geben und warf Folgendes auf das Papier:

„In der Erinnerung an einige unvergessene Stunden in der Gartenvilla des Marquis Roussillier flehe ich Louison de Vernier um eine Unterredung an. Ich harre in meiner Wohnung, am Ring 87, auf eine Antwort.

Kurt v. Stetten."

Er überlas das Billet noch einmal, kniffte es zusammen und verbarg es unter den duftenden Blüthen so, daß es bei einiger Aufmerksamkeit gefunden werden mußte. Dann ließ er den Strauß sorgfältig einwickeln, damit der Ueberbringerin das Zettelchen nicht selbst in die Hand fiele, und trat wieder auf die Straße.

Die Zofe wartete wirklich noch.

„Hier, mein Kind," — er ließ ein Goldstück in die Hand des Mädchens gleiten — „nehmen Sie, bitte, auch diese Blumen an die Komtesse mit. Ich möchte aber nicht, daß man weiß, daß sie von mir sind. Sie verstehen mich wohl —"

„Gewiß, gnädiger Herr!" lächelte das Mädchen verschmitzt. „Der gnädige Herr können sich ganz auf mich verlassen. Ich weiß ja auch, daß Euer Gnaden gestern Nacht meine gute Herrin aus den Flammen getragen haben, da thäte ich schon ein Uebriges auch ohne Lohn."

Und sie nickte und trippelte auf ihren hohen zierlichen Stöckelschuhen davon.

Stetten überkamen doch ernste Bedenken, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, sich seinen gewagten Schritt noch einmal überlegte. Wie leicht konnten seine Zeilen einem Unberufenen in die Hände fallen? Vielleicht gar Talleyrand selbst! Wie nahe lag die Gefahr, daß Toinette, die Kammerfrau der Gräfin, dieser irgend eine Mittheilung von der Begegnung mit ihm machte, daß Sophie dann den ganzen Zusammenhang errieth. Wie aber mochte die Komtesse, mochte Louison seine Zeilen aufnehmen, selbst wenn sie dieselben richtig erhielt? Sie war bisher so fremd und kalt an ihm vorübergegangen — vielleicht, daß sie auch jetzt in seiner Bitte nichts als den unbescheidenen Versuch einer Annäherung erblickte, den zurückzuweisen sie sich für verpflichtet halten mochte. Aber die Kugel war einmal in's Rollen gekommen, es blieb nichts übrig, als das Weitere abzuwarten.

Die Abenddämmerung brach herein, die frühe Dämmerung des Januarabends. Gegen die Fensterscheiben rieselte der Schnee in großen Flocken, auf den Straßen waren die wenigen Laternen, deren sich Wien damals erfreute, bereits angezündet worden. Kurt v. Stetten hatte sich die Lampe auf seinen Schreibtisch stellen lassen und wollte an Jakobäa schreiben, er hoffte, seinen erregten Gedanken damit eine Ablenkung zu schaffen.

Kaum aber hatte er einige Zeilen geschrieben, so klopfte der Diener an die Thür und meldete, daß eine Dame den Herrn Hauptmann zu sprechen begehre.

Stetten sprang auf.

„Ich lasse bitten, einzutreten!"

Im Thürrahmen erschien eine verschleierte gebeugte Gestalt, eine ältere Frau ohne Zweifel.

„Womit kann ich dienen?" fragte Stetten erwartungsvoll.

Die Frau schlug den Schleier zurück. Ein runzliges gutes Greisengesicht kam zum Vorschein. Wo hatte Kurt nur dieses Antlitz mit dem gutmüthigen Ausdruck in den braunen, etwas scheuen Augen schon gesehen?

„Sie kennen mich nicht mehr, Monsieur de Stetten?" fragte sie mit leisem, trübem Lächeln.

Ah! Jetzt wußte er mit einem Male, wo er das Gesicht unterzubringen hatte. „Madeleine! Madeleine, Sie sind es? Sie bringen mir eine Nachricht von Ihrer jungen Herrin? Sie sind bei Louison?" überstürzten sich seine Fragen.

Die alte Dienerin Madame de Vernier's aus der Rue Honoré nickte bejahend. „Mademoiselle hat Ihre Zeilen erhalten, Monsieur de Stetten, und will Sie sprechen! Können Sie mir folgen?"

„Selbstverständlich, sofort! Verzeihen Sie nur einen kurzen Augenblick, ich bin in wenigen Minuten bereit."

Eine Viertelstunde später saßen Stetten und die alte Frau sich in einem Miethswagen gegenüber und rollten durch eine Reihe kleiner Gassen und Gäßchen Alt-Wiens ihrem Ziele zu. Lebhaft stieg in Stetten's Geist die Erinnerung an eine andere Fahrt, die er auch an der Seite der Greisin gemacht, empor. Fast ein Jahr war vergangen seit jenen Tagen in Paris, da er zuerst Louison sah, ein ereignißreiches, wechselvolles Jahr! Und wieder fuhr er zu ihr, wieder wie damals und doch unter so ganz anderen Verhältnissen. Wieder durfte er sie nur im tiefsten Geheimniß sehen, und wieder war der Feind, der zur Beobachtung aller dieser Vorsichtsmaßregeln zwang, Talleyrand — er, in dessen eigenem Palais er doch jetzt Louison aufsuchen sollte.

Der Wagen hielt vor einem Hinterhause. Madeleine führte ihren Begleiter durch einige dunkle Gänge, über einen Hof, dann die Hinterstiege eines zweiten Hauses hinauf — endlich öffnete sie eine Thür.

Kurt stand vor Louison.

Das schöne Mädchen sah sehr bleich aus, der Widerschein durchwachter Nächte lag auf ihrem Antlitz, ein tiefer Kummer sprach aus ihren Augen eine so beredte Sprache, daß der Offizier von innigem Mitleid erfüllt wurde. Sie hatte schwer, unsagbar schwer gelitten, das konnte ihm auch das flüchtige freudige Aufleuchten, das sich einen kurzen Moment über ihr Antlitz breitete, nicht verbergen. Und es war wirklich nur ein ganz flüchtiges Aufflackern neu erwachter Hoffnung, denn gleich darauf schlug sie die Hände vor das Gesicht, und unter schmerzlichem Aufschluchzen stieß sie hervor: „Was müssen Sie von mir denken, Herr v. Stetten! Was müssen Sie von mir denken!"

„Nur das Eine lassen Sie mich Ihnen sagen, Fräulein Louison, daß ich Ihnen gern mit Rath und That beistehen möchte, wenn Sie es mir gestatten wollen," entgegnete Kurt warm.

Die schlichte Innigkeit seiner Worte schien der Komtesse wohl zu thun. „O, Herr v. Stetten, Sie ahnen ja nicht, was mich die Verstellung, zu der ich auch Ihnen gegenüber in den letzten Wochen gezwungen war, innerlich gekostet hat, wie schwer ich an der Maske trug, die das Verhängniß mir aufnöthigt! Seit jenem Abend in der Hofburg, an dem ich Ihnen in Wien zum ersten Male begegnete, habe ich unausgesetzt mit mir gerungen, mich Ihnen zu offenbaren, aber ich durfte ja nicht. Und auch heute, als Ihr Blumengruß mir sagte, daß Sie trotz Allem und Allem mich nicht vergessen, auch heute hätte ich nicht gewagt, Sie zu mir zu bitten, wenn ich nicht die Verpflichtung gefühlt hätte, Sie zu warnen. Man hat Böses mit Ihnen vor, Herr v. Stetten, man will —"

„Man wollte mich zu einer Untreue verleiten, Louison, aber man hat falsch gerechnet. Der Angriff ist abgeschlagen. Aber ich danke Ihnen, ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir erwiesen."

Sie schaute ihn fragend an, und er berichtete kurz, mit möglichster Schonung für die Gräfin Potocka, die Ereignisse des gestrigen Abends. Louison athmete sichtbar erleichtert auf, als er geendet; er aber fuhr fort: „Nicht von mir soll nun weiter die Rede sein. Von Ihnen lassen Sie uns sprechen! Ich fühle, daß Sie leiden, und das greift mir in's Herz! Louison, wenn Sie eines Freundes, eines Berathers bedürfen, vergessen Sie nicht, was ich einst Ihnen und Ihrer Frau Mutter in Paris sagte: Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen nützen, Ihnen helfen könnte!"

„Mir helfen?" lächelte sie trübe und schwermüthig. „Mir kann Niemand helfen — Niemand! Ich muß meine Ketten weiter schleppen, bis sie mich erdrücken, und daß ich sie lächelnd tragen muß, das ist das Schwerste!"

„Ein ehrliches Wollen vermag viel, Louison. Und ich bringe Ihnen solch' einen ehrlichen Willen entgegen — weisen Sie ihn nicht zurück!"

Sie schüttelte das schöne Haupt. „Sie meinen es gut, Herr v. Stetten, ich weiß es wohl, ich habe es schon damals gewußt, als Sie in Paris bei uns waren und uns so hochherzig Ihren Beistand anboten. Es ist damals schwer genug für uns gewesen, daß wir die Villa verlassen mußten, ohne Ihnen Nachricht zukommen lassen zu können — weiß ich doch nicht einmal, ob die wenigen Zeilen, die ich in der Eile un-

seres Aufbruchs für Sie hinterließ, in Ihre Hände gelangten."

„Doch, doch!" betheuerte er. „Und ich sah Sie ja noch einmal an Bord der Felucke, bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Toulon!"

„Wirklich? So habe ich mich doch nicht getäuscht? Sie standen auf dem Verdeck eines englischen Kriegsschiffes — ich glaubte, Ihre Stimme über die Wogen zu mir herüberdringen zu hören!" Das Antlitz Louison's färbte sich in höherem Roth bei der Erinnerung. „Wie merkwürdig das Leben die Menschen doch immer wieder zusammenführt," ergänzte sie leise.

„Und sollte es nicht ein gutes Vorzeichen für uns sein, daß dem so ist? Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, Louison! Lassen Sie mich wenigstens glauben, daß Sie mich rufen werden, wenn Sie meiner bedürfen!"

„Mein Vertrauen haben Sie unbedingt. O, ich würde mich wohl glücklich schätzen, wenn ich einmal mein Herz erleichtern, mich einmal ganz offen aussprechen dürfte — aber es kann ja nicht sein!"

„Und warum kann es nicht sein? Sie wissen, mich treibt keine leichtfertige Neugier, mich treibt keinerlei Nebenabsicht, sondern nur der innige Wunsch, mich Ihnen dienstbar erweisen zu dürfen! Betrachten Sie mich als einen Bruder, der gekommen ist, Ihnen zur Seite zu stehen!"

Das junge Mädchen senkte das Haupt, eine Fluth von Gedanken schien durch ihren Sinn zu rauschen, und es währte geraume Zeit, ehe sie sich zu einem Entschluß hindurchgerungen hatte. Dann aber schlug sie die Augen auf und sagte ruhig und fest: „Ja, es ist am besten so, ich muß mich aussprechen, ich kann all' das Schwere, das auf mir lastet, nicht allein tragen." Sie deutete auf einen Sessel. „Nehmen Sie Platz, Herr v. Stetten, ich will dem vollen Vertrauen, das ich zu Ihnen hege, auch dadurch Ausdruck geben, daß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzähle." Sie lehnte sich in den Sessel zurück und schien ihre Gedanken zu ordnen. Mit dem Ausdruck gespannter Erwartung sah er ihr in das erregte Antlitz, dessen Bläße mehr und mehr einer tieferen Färbung Platz machte.

„Ich bin nicht die Nichte Talleyrand's," begann sie leise, fast schüchtern. „Aber ich bin keine Abenteurerin, wofür Sie mich nach diesem Geständniß vielleicht halten möchten. Der Name, den ich führe, steht mir zu, ich bin — die Tochter des Fürsten von Benevent! Während der Revolution hatte sich mein Vater der Bewegung angeschlossen, er legte seine geistlichen Würden nieder. Damit hielt er sich auch seines Priestereides entbunden. Im Jahre 1792 lernte er dann meine Mutter kennen, die Vicomtesse Labourd, die Schwester des tapferen Mannes, den auch Sie kannten. Ich habe später mit blutendem Herzen gehört, wie meine arme Mutter dem Mann ihrer Wahl nur nach schweren Kämpfen gegen ihre Verwandten die Hand reichen durfte, daß mein Vater sich die Einwilligung schließlich erzwang, indem er Alle, die meiner Mutter nahe standen, durch seinen Einfluß auf die Machthaber von Paris in Schrecken setzte und einschüchterte. Er muß sie sehr geliebt haben, meine Mutter, die ich nie gekannt — es ist vielleicht die einzige Person gewesen, der sein Herz je gehörte. Als ich geboren ward, starb meine Mutter.

Dann kamen die Wirren, die mit dem Sturz Robespierre's verknüpft waren, mein Vater entfloh nach England, ich wurde der Pflege und Erziehung Madame de Vernier's übergeben, die eine Freundin meiner armen Mutter gewesen war. Sie ist mir eine zweite Mutter geworden. Ihr, Herr v. Stetten, gehört auch mein ganzes Herz, all' meine Dankbarkeit. Wie sie jahrelang als meine Mutter galt, so habe ich sie selbst lange Jahre für meine Mutter gehalten.

Aber ich muß kurz sein. Als Talleyrand — als mein Vater aus der Verbannung zurückkehrte, bereitete sich ein gänzlicher Umschwung der Dinge vor. Die Revolution hatte abgewirthschaftet, Frankreich sehnte sich nach ruhigen Verhältnissen. Die Kirche hatte ihre Macht wiedergewonnen, und mein Vater hielt es daher für klug, seine Ehe zu verheimlichen. Sie war in den unruhigen Tagen der Hochfluth der Revolution geschlossen, schwere Stürme waren inzwischen über Frankreich hingebraust, die Register waren unregelmäßig geführt worden, waren zum Theil vernichtet. Die meisten der näheren Bekannten meines Vaters waren auf der Guillotine verblutet oder sie hüteten sich doch, von der Vergangenheit zu sprechen. Das war vergraben und vergessen.

Ein Jahrzehnt verging, ich verblieb die Tochter meiner treuen Pflegemutter, blieb Louison de Vernier. Dann aber änderte sich die Lage. Mein Vater war inzwischen zu hohem Rang und Würden emporgestiegen, er hatte als einer der Ersten die gewaltige Persönlichkeit des ersten Konsuls und in diesem, dem General Bonaparte, den Mann erkannt, der berufen war, an die Spitze Frankreichs zu treten. Er hatte sich dem neu aufgehenden Gestirn unbedingt angeschlossen und war von ihm mit Gold und Ehren überhäuft worden.

Jetzt erinnerte sich der alternde Mann plötzlich seines so lange vergessenen Kindes, und nun begann ein verzweifelter Kampf meiner Pflegemutter gegen seine Ansprüche. Sie hatte mich in ein kleines entlegenes Kloster in den Ardennen gebracht, dort gelang es ihr, mich jahrelang vor seinen Spähern verborgen zu halten. Sie warf sich dem Kaiser zu Füßen, und Dank ihrer alten Beziehungen zu ihm, breitete er seine schützende Hand über sie und mich. Ich blieb Louison de Vernier! Meine Pflegemutter muß schwerwiegende Gründe gehabt haben, mich von meinem Vater fern zu halten, Gründe, über die sie sich nie aussprach, die ich auch jetzt nur zum Theil kenne und verstehe, aber sie hat mir Talleyrand bis vor wenigen Monaten stets als unseren gemeinsamen Feind geschildert. Ob und inwiefern die entschiedene Parteinahme des Kaisers für ihre Wünsche zu der sich stetig steigernden Entfremdung zwischen ihm und meinem Vater beigetragen hat, weiß ich nicht, jedenfalls griff er erst zu entschiedenen Maßregeln, als der Kaiser vor Jahresfrist von seiner stolzen Höhe herabsank. Ich war bis zum Winter vorigen Jahres im Kloster geblieben; bei der Annäherung der verbündeten Heere holte mich meine Pflegemutter von dort ab und ging mit mir nach Paris. Dort nun sah mich Talleyrand, sah mich mein Vater in der Notredamekirche, und von diesem Augenblick an setzte er alle Hebel in Bewegung, mich zu sich in sein Haus zu bekommen. Vielleicht hätte Madame de Vernier, so sagte sie mir wenigstens später, damals eingewilligt, wenn er mich als seine Tochter vollkommen anerkannt hätte. Aber das widerstrebte seinen Absichten, er wollte mich nur als seine Nichte zu sich nehmen, nicht anders.

Dann kam der Sturz des Kaisers. Mein Vater, der seit langer Zeit mit den Bourbonen unterhandelt hatte, erlangte eine vollkommene Machtfülle in Frankreich, zumal er auch mit den Alliirten sich vortrefflich zu stellen wußte.

Das waren die Tage, in denen Sie mich kennen lernten — Tage namenloser Angst und Sorge für meine theure Pflegemutter! Sie wissen, wie es uns dann gelang, endlich genügende Papiere zur Flucht aus Paris zu erhalten; daß uns in letzter Stunde ein Vertrauter des Kaisers, Monsieur de Chaboulon, vor einer neuen Gefahr bewahrte, daß wir unter mannigfachen Schwierigkeiten, schließlich unter einer Verkleidung nach Elba entkamen!"

„Nach Elba!" unterbrach sie Stetten. „Also doch nach Elba! Ich ahnte es!"

„Noch einmal waren uns glückliche, zufriedene Tage auf dem kleinen Eiland beschieden, für mich nur getrübt durch mannigfache Reisen, die meine Pflegemutter im Auftrag des Kaisers nach Frankreich unternahm. Dann aber erfolgte die Katastrophe. O, Herr v. Stetten, mit welchen Gefühlen denke ich an jene Stunden zurück, in denen meine gute, liebe Pflegemutter mir die Eröffnungen machte, deren Inhalt ich Ihnen soeben erzählte! Ich war gerade damals so glücklich, mein Herz schlug in einer so ruhigen, gleichmäßigen Freudigkeit, und nun mußte mich die Kunde von all' dem Entsetzlichen aus meinen Hoffnungen, aus allen Himmeln, die ich mir erträumt, herausreißen!"

„Aber warum das Alles?" fragte Stetten.

„Mein Vater, dessen Agenten überall nach mir ausspähten, hatte unseren Aufenthalt entdeckt, er wiederholte seine kategorische Forderung. Und diesmal stand der Kaiser nicht auf unserer Seite. Im Gegentheil, er forderte, daß ich zu Talleyrand — zu meinem Vater ginge, seinem Rufe Folge leistete. Warum soll ich es Ihnen nicht gestehen, er wollte sich in mir eine unverdächtige Beobachterin im Hause seines jetzt allmächtigen Gegners sichern! Der gewaltige Geist kann und will sich ja nicht in die engen Verhältnisse auf Elba fügen, der Aar trachtet danach, seine Schwingen auf's Neue auszubreiten. Und weil er fürchtet, daß man ihm zuvorkommen, ihn an unwirthlichere Gestade versetzen könne, so — aber genug davon! Lassen Sie mich zu meinen eigenen Erlebnissen zurückkehren. — Ich reiste ab — mit gebrochenem Herzen; ich kam hier an, und meine schwersten Besorgnisse wurden übertroffen."

Die Komtesse sah mit großen, traurigen Augen zu Stetten empor und seufzte tief und schmerzlich auf.

„Arme, arme Louison!" flüsterte er mitleidig.

„Ja, arme Louison!" wiederholte sie trübe. „O, man hatte meinen Käfig sehr schön vergoldet, und es war an allem Aeußerlichen nicht gespart worden! Ich trat an die Spitze eines wahrhaft fürstlichen Haushalts. Es war ja zweifellos der Hauptbeweggrund meines Vaters, daß ich in seinem Hause repräsentiren sollte. Ich wurde gefeiert, bewundert, verwöhnt — so manches andere Mädchen wäre vielleicht sehr glücklich in dem prunkenden Rahmen gewesen, man gab ja auch meiner Stellung ein äußerliches Relief: der König hatte mir auf den Wunsch seines ersten Ministers bereitwilligst den Titel einer Gräfin Savigny-Perigord verliehen, und mein Vater hatte es verstanden, der neugeschaffenen Komtesse den Mantel uralter Legitimität umzuhängen. — Als ich Elba verließ, war ich selbst schwankend gewesen in meinen Empfindungen. Ich hatte begonnen, die Berechtigung des langjährigen Hasses meiner Pflegemutter anzuzweifeln — ich empfand es bitter, daß sie mir den Vater so lange vorenthalten hatte. Mein junges Herz lechzte nach Liebe, nach einem guten Wort aus dem Munde des Vaters. Aber als ich nun vor ihm stand und er mich mit kühler Höflichkeit als seine Nichte begrüßte, als er mir in wohl überlegter Weise meine Pflichten auseinandersetzte, als ich hören mußte, wie er mich anhielt, bald hier, bald dort die Lauscherin zu spielen, als ich gleichzeitig bemerkte, wie er jeden meiner Schritte beobachtete oder beobachten ließ — da legte es sich wie Mehlthau auf mein Herz. Wenn er nur einmal ein wärmeres Wort, eine innigere Empfindung für mich gehabt hätte, Alles wäre anders geworden. Aber ich sollte nur ein Werkzeug, ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen sein. Das konnte ich nicht. Unser Verhältniß wurde dadurch unerträglich. Wenn ich nicht meine alte Madeleine gehabt hätte, die ich mir aus Paris hatte kommen lassen, ich wäre längst zu Grunde gegangen in dieser Atmosphäre der Hinterlist, des Truges, in der erstickenden Luft, die mir die Brust ein-

engt und mir jede freiere Regung unmöglich macht."

„Arme Louison!" wiederholte Stetten noch einmal. „Und Ihre Pflegemutter weiß, wie Sie leiden?"

Sie senkte den Kopf. „Ja, sie muß es wissen, denn ich habe kein Hehl daraus gemacht. Aber ich fürchte, meine Briefe sind nur zum Theil in ihre Hände gelangt, und man ist zudem unzufrieden mit mir auf Elba. Was man sich von meinem Aufenthalt hier versprochen hat, ich kann es ja nicht erfüllen; ich bin nicht geschaffen dazu, eine Spionin zu sein — weder für meines Vaters Zwecke, noch für die des Kaisers. O, Herr v. Stetten, Sie können gar nicht ermessen, wie unglücklich ich bin!"

Stetten hatte sich erhoben und durchmaß einige Male das kleine Zimmer mit hastigen Schritten. Dann blieb er vor dem jungen Mädchen stehen: „Glauben Sie mir, ich empfinde mit Ihnen, als ob Sie meine Schwester wären, Louison! Gerade, weil dem so ist, muß ich Ihnen aber rathen: verlassen Sie dies Haus, in dem Sie sich aufreiben in einem nutzlosen, vergeblichen Kampf."

„Es ist das Haus meines Vaters, dem ich Gehorsam zu leisten verpflichtet bin!"

„Ein Vater hat nicht nur Rechte, er hat auch Pflichten, Louison! Wer die einen beansprucht, muß auch die anderen zu erfüllen bereit sein. Der Fürst von Benevent hat sich des Anspruchs auf Ihren kindlichen Gehorsam selbst beraubt. Sie sind frei, Louison!"

(Fortsetzung folgt.)

## Rekrutenaushebung in den Vierlanden.

(Mit Bild auf Seite 209.)

Jedermann, der in Hamburg gewesen ist, kennt die charakteristischen Bauerngestalten aus den Vierlanden, einigen im Süden der Stadt gelegenen Elbinseln, welche die Bewohner der gewaltigen Handelsstadt mit dem reichen Ertrage ihrer Felder und Gärten versorgen. Die Vierländer sind ein ebenso fleißiges als wohlhabendes Völkchen, dessen niederländische Abkunft noch heutzutage in vielen Sitten und Gebräuchen, namentlich aber in ihrer eigenthümlichen Tracht unverkennbar ist. Diese zeigt uns das Bild auf S. 209, den Auszug der neuausgehobenen Rekruten eines Vierländer Dorfes darstellend. Unter den fröhlichen Klängen der Musik, Hurrahrufen, Jauchzen und Hüteschwenken geht es der Garnisonstadt zu. Die Väter schauen voll Stolz auf ihre abmarschirenden Söhne, die Mütter aber zerdrücken eine Thräne oder weinen leise vor sich hin. Am betrübtesten sind natürlich die „Schätze", die den abziehenden Vaterlandsvertheidigern noch ein Stückchen das Geleit geben.

## Volksspiele im 16. und 17. Jahrhundert in Rußland.

(Mit Abbildung.)

Im 16. und 17. Jahrhundert war Rußland unter den letzten Herrschern aus dem Hause Rurik und den ersten aus dem Hause Romanow noch ein völlig asiatisches Reich. Auch die Vergnügungen des Zarenhofes in Moskau zeigten deutlich, daß noch jegliche Verbindung mit westeuropäischer Kultur fehlte; sie bestanden im Wesentlichen in Trinkgelagen, Thierhetzen und Kämpfen zwischen Menschen und Thieren. Besonders beliebt waren Zweikämpfe zwischen Mann und Bär, deren einen uns das untenstehende Bild vorführt. Als Kämpfer wählte man muthige, erfahrene Bärenjäger, allein trotzdem endete das barbarische Schauspiel nicht selten mit der schweren Verwundung, wohl gar mit dem Tode des Mannes, der als Waffen nur einen Knittel, eine Schleuder und ein breites Dolchmesser benutzen durfte. Diese Kämpfe fanden in einer Art Arena statt, die erhöht und durch Graben und Palissadenumzäunung von den Zuschauern getrennt war. Für den Zaren, seine Familie und die höchsten Würdenträger errichtete man eine mit einem Zeltdache versehene Tribüne.



**Volksspiele im 16. und 17. Jahrhundert in Rußland: Zweikampf mit einem Bären vor dem Zaren und dem Volk.**

## Ernst ist das Leben.

(Mit Bild auf S. 213.)

Bisher hat der Kleine auf dem Bilde S. 213 (nach einem Gemälde von M. Wunsch) es gar gut gehabt, allein jetzt muß er in die Schule gehen und Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Da stehen auf der Tafel Buchstaben, die soll er nachmalen. Wie leicht und glatt die vorgeschriebenen aussehen, und welch' gräßliche Ungeheuer er trotzdem nach vieler Qual zu Stande brachte! Dem Kleinen wird es heiß und kalt, seine Augen drücken Entsetzen aus, er fühlt den Ernst des Lebens jetzt mit voller Wucht in seinem harmlosen Kinderdasein. Wir hoffen jedoch zuversichtlich, daß der kleine Mann unter der Last dieser Schickung nicht erliegen, sondern sich seiner Aufgabe bald gewachsen zeigen wird.

## Die Flüchtlinge von Sing-Sing.

Erzählung nach Thatsachen. Von **J. O. Hansen.**

(Nachdruck verboten.)

An der Eisenbahn, welche von New-York am rechten Ufer des Hudson hinauf nach Albany und weiter führt, liegt die Ortschaft Sing-



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

**Ernst ist das Leben.** Nach einem Gemälde von M. Wunsch. (S. 212)

Sing. Wie sie zu ihrem sonderbaren, chinesisch klingenden Namen kam, ist unbekannt. Von der heiteren Kunst des Singens ist der Name jedenfalls nicht herzuleiten. Denn die Hauptmasse der Bevölkerung von Sing-Sing besteht aus den Insassen der dort befindlichen großen Strafanstalt, in welcher immer etliche tausend Verbrecher untergebracht sind. Und wie in allen Strafanstalten der Welt, so ist auch erstens in Sing-Sing das Singen strenge verboten, und zweitens ist dort auch selbstverständlich zu solcher Heiterkeit gar wenig Veranlassung.

Sonst geht es in den nordamerikanischen Gefängnissen zuweilen recht merkwürdig her, das ist ja bekannt. Die Ursache liegt wohl mit darin, daß für die untergeordneten Beamtenposten — Schließer und solche Leute — in dem freien Lande nicht immer so leicht die besten und zuverlässigsten Persönlichkeiten zu haben sind. Es sind wohl meistens solche, die in anderen Berufsarten nicht haben gedeihen können.

Das große Gefängniß von Sing-Sing bildet für sich allein eine kleine Stadt, aus so vielen festgebauten Zellenhäusern, Oekonomiegebäuden, Arbeitsschuppen und dazwischen liegenden Höfen besteht es. Eine hohe weiße Mauer trennt diesen Ort des Schreckens von der Außenwelt.

Ganz nahe bei einer Außenecke dieser Gefängnißmauer befindet sich das Stationsgebäude der Hudson-Eisenbahn. Es ist nur eine kleine Station; die Züge pflegen in der Regel dort nur wenige Minuten anzuhalten und dann weiter zu brausen, entweder nach Norden, Albany zu, oder nach Süden, New-York zu. —

An einem schönen Julivormittag des Jahres 1871 waren auf dem Gefängnißhofe an der erwähnten Mauerecke fünf Sträflinge mit dem Aufschichten von Holzscheiten beschäftigt. Ein Aufseher stand dabei und rauchte seine kurze Pfeife.

Das Wetter war sehr warm, und der Aufseher sehnte sich nach einem kühlen Trunk. Deshalb sagte er zu den Sträflingen: „Nun, Leute, ihr wißt ja, was ihr zu thun habt. Ich gehe auf einen Augenblick weg.“

Kaum war er außer Sicht, da ließen die Gefangenen die Arbeit ruhen und setzten sich müßig auf die Holzscheite. Einer brachte aus einem Versteck eine Brandyflasche zum Vorschein, setzte sie gierig an den Mund, that einen langen Zug und ließ sie dann im Kreise der Genossen herumgehen. Für amerikanische Gefängnisse hat das nichts Auffallendes, denn dort werden alle Tage Rum, Whisky und Tabak mit vieler List eingeschmuggelt. Auch in großen deutschen Strafanstalten soll Derartiges ja schon mehrfach vorgekommen sein. Darauf zogen die Fünf aus ihrer gestreiften Züchtlingskleidung kurze Stummelpfeifen, sowie Päckchen mit Shagtabak und etliche Zündhölzer und fingen gemüthlich an zu rauchen.

Plötzlich erscholl draußen das Pfeifen einer Lokomotive, und ein Zug rasselte heran, der Station Sing-Sing zu.

„Wer da doch mitfahren könnte!“ sagte ein Gefangener, ein ehemaliger Cowboy, der zu seinem Unglück aus dem fernen Westen nach New-York gereist und dort mit dem Gesetze in so argen Konflikt gerathen war, daß man ihn auf zehn Jahre nach Sing-Sing hatte schicken müssen. „Verwünscht, ich bin nun schon drei Monate hier und halte es schier nicht mehr aus. Ich bin an die freie Prärie gewöhnt. O, wäre ich doch in Kolorado geblieben! Aber ich hatte so viel Geld im Spiele gewonnen, und so reiste ich zu meinem Vergnügen 'mal nach New-York. Na, da kam ich denn in schlechte Gesellschaft. Böse Beispiele verderben gute Sitten!“

„Die guten Sitten der Cowboys sind ja bekannt!“ sagte spottend ein Zweiter. „Ich begreife, daß die New-Yorker Policemen darüber in ziemliches Erstaunen gerathen mußten.“

„Ja, das war eine böse Geschichte.“

„Will's glauben! Wegen seiner Tugenden ist noch Niemand nach Sing-Sing gebracht worden.“

„Ich ärgere mich nur über Eines!“ murmelte der Cowboy.

„Und worüber?“

„Allerlei bin ich gewesen, ehe ich Cowboy wurde: Farmer, Mississippischiffer, kalifornischer Fuhrmann; aber eine Lokomotive verstehe ich leider nicht zu regieren.“

„Das wäre für mich eine Kleinigkeit,“ versetzte der Andere. „Ich bin vier Jahre lang Lokomotivführer gewesen.“

„Hm, das ist ein Glücksfall! Dann ließe sich schließlich eine Flucht sehr wohl bewerkstelligen.“

„Wieso denn?“

„Wir übersteigen zur geeigneten Zeit die Mauer, bemächtigen uns der Lokomotive, kuppeln blitzschnell die Wagen hinter dem Gepäckwagen los und rasseln hinaus. In einer recht einsamen Gegend lassen wir die Lokomotive mit dem Gepäckwagen auf den Schienen stehen und setzen zu Fuß die Flucht fort.“

„Ein schöner Plan!“

„Will's schon glauben, daß mein Plan euch gefällt. Mit Gewandtheit, Schnelligkeit, Muth und Entschlossenheit ist derselbe sicherlich ausführbar.“

„Aber unsere verwünschte gestreifte Sträflingskleidung wird uns überall sogleich verrathen,“ bemerkte ein Dritter kopfschüttelnd.

„Ein Einfaltspinsel bist Du!“ rief der Cowboy. „In den Passagierkoffern des Gepäckwagens werden wir gewiß passende Anzüge für uns Fünf und noch sonstige gute Sachen finden, vielleicht auch etwas Geld.“

„Wahrhaftig,“ sagte der ehemalige Lokomotivführer, „ich bin sehr dafür!“

„Ihr Anderen auch?“

„Ja!“ riefen die drei Kumpane.

Dann fragte Einer: „Aber wann soll die Unternehmung in's Werk gesetzt werden?“

Der Cowboy und der ehemalige Lokomotivführer beriethen einen Augenblick miteinander.

„Heute Nachmittag um drei Uhr und fünfunddreißig Minuten ist die günstigste Zeit,“ sagte darauf der Letztere. „Ich hab's oft beobachtet, wie's zugeht auf der Hudson-Bahn. Für den Nachmittagszug nach dem Norden, welchen ich meine, ist die Bahn reichlich drei Viertelstunden frei. Es ist ein Schnellzug, der in Sing-Sing nur wenige Minuten anhält. Zu anderen Tageszeiten gehen viel mehr Züge. Es ist aber um jene Zeit keine sonderliche Gefahr, daß wir einem von Norden her kommenden Zuge begegnen und mit ihm zusammenrennen.“

„Ganz schön,“ bemerkte Einer. „Aber auf welche Art können wir gerade zu der bestimmten Zeit den Aufseher wegschaffen, so daß er uns nicht hinderlich wird?“

„Ganz einfach,“ sprach der Cowboy gelassen. „Ich schlage ihn zu Boden. Der Lump hat mich ohnehin genug gepeinigt.“

„Wohl, Kameraden, wenn's uns glückt, so wird dieser außerordentliche Streich uns in ganz Amerika berühmt machen!“ rief der ehemalige Lokomotivführer.

„Stille! Der Aufseher kommt zurück.“

Die Sträflinge steckten die Pfeifen ein und machten sich wieder an die Arbeit. Bald nachher war Mittagspause. Dann wurde die Arbeit wieder aufgenommen.

Am Nachmittag um drei Uhr fünfunddreißig Minuten erscholl der schrille Pfiff des von Süden heranbrausenden Schnellzugs.

Der ehemalige Lokomotivführer machte dem Cowboy ein Zeichen.

Dieser sprang wie ein Tiger auf den Aufseher zu und versetzte ihm an die Schläfe einen Faustschlag, der ihn bewußtlos zu Boden streckte.

„Nun vorwärts!“

Die Fünf erkletterten rasch die Holzscheitstapel, schwangen sich von da auf die Mauer und gelangten hinüber.

Fast augenblicklich wurde ihre Flucht bemerkt, Gefängnißbeamte und Wachtposten schrien: „Haltet sie! Haltet sie!“

Die Flüchtlinge rannten nach dem Stationsgebäude, wo gerade der Schnellzug anhielt.

Erschrocken wichen die Leute auf dem Bahnsteige vor den unheimlichen Gestalten zurück. Der Cowboy und zwei Andere sprangen auf die Maschine und warfen den Führer derselben, sowie den Heizer herab. Der Zugführer, welcher schon auf dem Bahnsteig stand, wurde in die Ecke geschleudert. Unterdessen kuppelten zwei der Schelme hurtig hinter dem Tender und dem Gepäckwagen die Wagen los.

Alles dies war das Werk einer Minute*).

„Vorwärts!“ kommandirte der Cowboy.

Der ehemalige Lokomotivführer setzte die Maschine in Bewegung, und hinaus rollte sie, indem die Flüchtlinge Hurrah schrien, hinaus in die Freiheit.

Der Direktor der Strafanstalt, durch den Lärm aufgeschreckt, stand auf dem Balkon seiner Amtswohnung. Er sah die draußen vorbeifahrende Lokomotive. Auch die Flüchtlinge sahen ihn da oben, und sie verfehlten nicht, sich mit höflichen Verbeugungen von ihm zu verabschieden.

Und fort raste die Lokomotive nebst Tender und Gepäckwagen — schneller — und immer schneller — durch die schöne Gegend am Hudsonfluß, an prächtigen Landhäusern und behäbigen Farmen vorbei, und nach zwanzig Minuten in eine einsame waldige Schlucht hinein.

„Halt!“ rief hier der Cowboy.

Der Lokomotivführer befolgte sogleich die Weisung.

Während der Fahrt hatten die anderen Drei im Gepäckwagen die Koffer der Passagiere geöffnet. Sie entdeckten wohl fünf brauchbare Anzüge, auch reichlich feine Wäsche, aber nur zwei passende Kopfbedeckungen und drei Paar Stiefel, wovon ein Paar Keinem paßte.

So mußten denn Einige sich mit den schlechten Gefängnißschuhen und groben Negerstrohhüten nach wie vor behelfen, was ihnen ein etwas auffallendes Aussehen verlieh, als sie sich umgekleidet hatten.

Der Cowboy bemächtigte sich unter dem Vorwande, daß er als früherer Mississippischiffer am meisten Anspruch darauf habe, des Inhalts einer Seemannskiste, in welcher er einen schönen Matrosenanzug fand, in welchen er sich kleidete. Dazu gehörte auch ein breiter gestickter Leibgürtel, den er umschnallte. Blumen waren kunstvoll darauf gestickt und mit Goldfäden die Inschrift: Forget me not!**)

Bargeld fanden die Flüchtlinge zu ihrem Leidwesen nicht in den Passagierkoffern, dagegen in einem Schränkchen ein geringes Sümmchen, welches wahrscheinlich dem Zugführer gehörte. Den Betrag theilten sie unter sich. Es kamen auf Jeden nur einige Dollars.

Plötzlich rief Einer, der den tiefsten Grund eines Koffers durchwühlte: „Ha, hier ist ein Schatz, wie mir scheint!“ Und er hob mit einiger Anstrengung eine eiserne Kassette aus dem Koffer und schüttelte sie.

„Das klingt nicht metallisch,“ sagte der Cowboy. „Es müssen Papiere darin sein. Oeffne den Kasten!“

„Unmöglich! Es ist ein Kunstschloß.“

---

*) Der Vorgang ist thatsächlich.

**) Vergiß mein nicht!

nißvollen Beziehungen spannen sich zwischen den drei Menschen, die so verschieden an Anschauungen, so verschieden an Herzensbildung waren?

Und während Kurt sann und sann, stieg der Gedanke in ihm auf, daß er dies Geheimniß ergründen müsse, rang sich in ihm die Ueberzeugung durch, daß er berufen und verpflichtet sei, dem jungen Mädchen seine Hilfe, seine Unterstützung wenigstens anzubieten. Ja, das wollte er thun, an ihr war's dann, sich zu entscheiden, ob sie die dargebotene Hand annehmen oder zurückweisen wollte.

Wie aber sich der Komtesse nähern?

Stetten war kein Freund davon, einmal gefaßte Pläne auf die lange Bank zu schieben. Er wollte Louison, wenn irgend möglich, heute schon sprechen, er wollte ihr gegenüber offen sein, ihr mittheilen, daß er Kenntniß von einem Briefe Talleyrand's habe, der auch ihre Person betreffe. Er mußte Klarheit haben, ehe die Gräfin das junge Mädchen besuchte. Und der gerade Weg schien ihm der beste, er mußte wenigstens versucht werden. So fuhr er denn zur Besuchszeit nach dem Palaste des Fürsten von Benevent und ließ sich bei der Komtesse melden. Aber man schien hier ganz bestimmten Weisungen zu folgen: er wurde nicht angenommen, die Komtesse sei seit einigen Tagen leidend, hieß es.

Der gerade Weg hatte versagt — jetzt mußte die List zum Ziele führen! Vergebens zergrübelte sich Stetten den Kopf, wie er Louison eine Nachricht zukommen lassen könne.

Mißmuthig schlenderte er seiner Wohnung wieder zu, als ihn ein junges, kokett gekleidetes Mädchen scharf fixirte, daß er annehmen mußte, sie kenne ihn. Als sie dann mit einer leichten Verlegenheit gar grüßte, entsann er sich des hübschen Gesichts mit dem kecken Stumpfnäschen. Es war die Kammerfrau Sophiens, die er gestern Nacht zu der Gräfin gerufen. Unwillkürlich blieb er stehen und erkundigte sich höflich nach dem Befinden derselben.

Das Mädchen schien Aehnliches erwartet zu haben. Sie gab bereitwillig Auskunft. Ihre Gebieterin habe sich erholt, sei freilich noch sehr erregt, wolle indessen unbedingt morgen in aller Frühe abreisen. Sie sei nur in die Stadt geschickt worden, um an Stelle der verbrannten Toilettengegenstände einiges Unentbehrliche für die Reise zu besorgen, sie solle außerdem einen Brief nach dem Palast des Fürsten von Benevent bringen, in dem die gnädigste Gräfin der Komtesse wohl ihre bevorstehende Abreise mittheilte. Es machte dem koketten Dinge augenscheinlich Vergnügen, mit dem schmucken preußischen Offizier auf offener Straße ein längeres Gespräch zu haben.

War das nicht ein Wink des Schicksals? Durfte Kurt diese vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen? — Nimmermehr!

Er bat die Kleine, einen Augenblick zu warten, trat in den nächsten Blumenladen und kaufte ein Bouquet, ließ sich dann Tinte und Feder geben und warf Folgendes auf das Papier:

„In der Erinnerung an einige unvergessene Stunden in der Gartenvilla des Marquis Roussillier flehe ich Louison de Vernier um eine Unterredung an. Ich harre in meiner Wohnung, am Ring 87, auf eine Antwort.

Kurt v. Stetten."

Er überlas das Billet noch einmal, knifft es zusammen und verbarg es unter den duftenden Blüthen so, daß es bei einiger Aufmerksamkeit gefunden werden mußte. Dann ließ er den Strauß sorgfältig einwickeln, damit der Ueberbringerin das Zettelchen nicht selbst in die Hand fiele, und trat wieder auf die Straße.

Die Zofe wartete wirklich noch.

„Hier, mein Kind," — er ließ ein Goldstück in die Hand des Mädchens gleiten — „nehmen Sie, bitte, auch diese Blumen an die Komtesse mit. Ich möchte aber nicht, daß man weiß, daß sie von mir sind. Sie verstehen mich wohl —"

„Gewiß, gnädiger Herr!" lächelte das Mädchen verschmitzt. „Der gnädige Herr können sich ganz auf mich verlassen. Ich weiß ja auch, daß Euer Gnaden gestern Nacht meine gute Herrin aus den Flammen getragen haben, da thäte ich schon ein Uebriges auch ohne Lohn."

Und sie nickte und trippelte auf ihren hohen zierlichen Stöckelschuhen davon.

Stetten überkamen doch ernste Bedenken, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, sich seinen gewagten Schritt noch einmal überlegte. Wie leicht konnten seine Zeilen einem Unberufenen in die Hände fallen? Vielleicht gar Talleyrand selbst! Wie nahe lag die Gefahr, daß Toinette, die Kammerfrau der Gräfin, dieser irgend eine Mittheilung von der Begegnung mit ihm machte, daß Sophie dann den ganzen Zusammenhang errieth. Wie aber mochte die Komtesse, mochte Louison seine Zeilen aufnehmen, selbst wenn sie dieselben richtig erhielt? Sie war bisher so fremd und kalt an ihm vorübergegangen — vielleicht, daß sie auch jetzt in seiner Bitte nichts als den unbescheidenen Versuch einer Annäherung erblickte, den zurückzuweisen sie sich für verpflichtet halten mochte. Aber die Kugel war einmal in's Rollen gekommen, es blieb nichts übrig, als das Weitere abzuwarten.

Die Abenddämmerung brach herein, die frühe Dämmerung des Januarabends. Gegen die Fensterscheiben rieselte der Schnee in großen Flocken, auf den Straßen waren die wenigen Laternen, deren sich Wien damals erfreute, bereits angezündet worden. Kurt v. Stetten hatte sich die Lampe auf seinen Schreibtisch stellen lassen und wollte an Jakobäa schreiben, er hoffte, seinen erregten Gedanken damit eine Ablenkung zu schaffen.

Kaum aber hatte er einige Zeilen geschrieben, so klopfte der Diener an die Thür und meldete, daß eine Dame den Herrn Hauptmann zu sprechen begehre.

Stetten sprang auf.

„Ich lasse bitten, einzutreten!"

Im Thürrahmen erschien eine verschleierte gebeugte Gestalt, eine ältere Frau ohne Zweifel.

„Womit kann ich dienen?" fragte Stetten erwartungsvoll.

Die Frau schlug den Schleier zurück. Ein runzliges gutes Greisengesicht kam zum Vorschein. Wo hatte Kurt nur dieses Antlitz mit dem gutmüthigen Ausdruck in den braunen, etwas scheuen Augen schon gesehen?

„Sie kennen mich nicht mehr, Monsieur de Stetten?" fragte sie mit leisem, trübem Lächeln.

Ah! Jetzt wußte er mit einem Male, wo er das Gesicht unterzubringen hatte. „Madeleine! Madeleine, Sie sind es? Sie bringen mir eine Nachricht von Ihrer jungen Herrin? Sie sind bei Louison?" überstürzten sich seine Fragen.

Die alte Dienerin Madame de Vernier's aus der Rue Honoré nickte bejahend. „Mademoiselle hat Ihre Zeilen erhalten, Monsieur de Stetten, und will Sie sprechen! Können Sie mir folgen?"

„Selbstverständlich, sofort! Verzeihen Sie nur einen kurzen Augenblick, ich bin in wenigen Minuten bereit."

Eine Viertelstunde später saßen Stetten und die alte Frau sich in einem Miethswagen gegenüber und rollten durch eine Reihe kleiner Gassen und Gäßchen Alt-Wiens ihrem Ziele zu. Lebhaft stieg in Stetten's Geist die Erinnerung an eine andere Fahrt, die er auch an der Seite der Greisin gemacht, empor. Fast ein Jahr war vergangen seit jenen Tagen in Paris, da er zuerst Louison sah, ein ereignißreiches, wechselvolles Jahr! Und wieder fuhr er zu ihr, wieder wie damals und doch unter so ganz anderen Verhältnissen. Wieder durfte er sie nur im tiefsten Geheimniß sehen, und wieder war der Feind, der zur Beobachtung aller dieser Vorsichtsmaßregeln zwang, Talleyrand — er, in dessen eigenem Palais er doch jetzt Louison aufsuchen sollte.

Der Wagen hielt vor einem Hinterhause. Madeleine führte ihren Begleiter durch einige dunkle Gänge, über einen Hof, dann die Hinterstiege eines zweiten Hauses hinauf — endlich öffnete sie eine Thür.

Kurt stand vor Louison.

Das schöne Mädchen sah sehr bleich aus, der Widerschein durchwachter Nächte lag auf ihrem Antlitz, ein tiefer Kummer sprach aus ihren Augen eine so beredte Sprache, daß der Offizier von innigem Mitleid erfüllt wurde. Sie hatte schwer, unsagbar schwer gelitten, das konnte ihm auch das flüchtige freudige Aufleuchten, das sich einen kurzen Moment über ihr Antlitz breitete, nicht verbergen. Und es war wirklich nur ein ganz flüchtiges Aufflackern neu erwachter Hoffnung, denn gleich darauf schlug sie die Hände vor das Gesicht, und unter schmerzlichem Aufschluchzen stieß sie hervor: „Was müssen Sie von mir denken, Herr v. Stetten! Was müssen Sie von mir denken!"

„Nur das Eine lassen Sie mich Ihnen sagen, Fräulein Louison, daß ich Ihnen gern mit Rath und That beistehen möchte, wenn Sie es mir gestatten wollen," entgegnete Kurt warm.

Die schlichte Innigkeit seiner Worte schien der Komtesse wohl zu thun. „O, Herr v. Stetten, Sie ahnen ja nicht, was mich die Verstellung, zu der ich auch Ihnen gegenüber in den letzten Wochen gezwungen war, innerlich gekostet hat, wie schwer ich an der Maske trug, die das Verhängniß mir aufnöthigt! Seit jenem Abend in der Hofburg, an dem ich Ihnen in Wien zum ersten Male begegnete, habe ich unausgesetzt mit mir gerungen, mich Ihnen zu offenbaren, aber ich durfte ja nicht. Und auch heute, als Ihr Blumengruß mir sagte, daß Sie trotz Allem und Allem mich nicht vergessen, auch heute hätte ich nicht gewagt, Sie zu mir zu bitten, wenn ich nicht die Verpflichtung gefühlt hätte, Sie zu warnen. Man hat Böses mit Ihnen vor, Herr v. Stetten, man will —"

„Man wollte mich zu einer Untreue verleiten, Louison, aber man hat falsch gerechnet. Der Angriff ist abgeschlagen. Aber ich danke Ihnen, ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir erwiesen."

Sie schaute ihn fragend an, und er berichtete kurz, mit möglichster Schonung für die Gräfin Potocka, die Ereignisse des gestrigen Abends. Louison athmete sichtbar erleichtert auf, als er geendet; er aber fuhr fort: „Nicht von mir soll nun weiter die Rede sein. Von Ihnen lassen Sie uns sprechen! Ich fühle, daß Sie leiden, und das greift mir in's Herz! Louison, wenn Sie eines Freundes, eines Berathers bedürfen, vergessen Sie nicht, was ich einst Ihnen und Ihrer Frau Mutter in Paris sagte: Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen nützen, Ihnen helfen könnte!"

„Mir helfen?" lächelte sie trübe und schwermüthig. „Mir kann Niemand helfen — Niemand! Ich muß meine Ketten weiter schleppen, bis sie mich erdrücken, und daß ich sie lächelnd tragen muß, das ist das Schwerste!"

„Ein ehrliches Wollen vermag viel, Louison. Und ich bringe Ihnen solch' einen ehrlichen Willen entgegen — weisen Sie ihn nicht zurück!"

Sie schüttelte das schöne Haupt. „Sie meinen es gut, Herr v. Stetten, ich weiß es wohl, ich habe es schon damals gewußt, als Sie in Paris bei uns waren und uns so hochherzig Ihren Beistand anboten. Es ist damals schwer genug für uns gewesen, daß wir die Villa verlassen mußten, ohne Ihnen Nachricht zukommen lassen zu können — weiß ich doch nicht einmal, ob die wenigen Zeilen, die ich in der Eile un-

Und er ließ den New-Yorker Kassettendieb in's Amtsgefängniß bringen und sandte sogleich ein Telegramm nach New-York. —

Noch am selben Abend kam mit dem vorletzten Zuge von Süden ein Detektive und ein alter Herr nach Sing-Sing. Letzterer war der Eigenthümer der verschwundenen Kassette. Für die Herbeischaffung derselben hatte er bereits eine hohe Belohnung ausgesetzt.

Am folgenden Vormittag kam ein Leiterwagen in Sing-Sing an, geleitet von bewaffneten Farmern und einem Sheriff. Auf dem Wagen saßen die gefesselten fünf Sträflinge. Auch die eiserne Kassette mit dem so werthvollen Inhalt brachte der berittene Sheriff mit zur Freude des Eigenthümers. — Und nachdem man alle Einzelheiten dieser merkwürdigen Begebenheit genau ermittelt hatte, stellte sich's heraus, daß Mary Palmer am meisten Verdienst bei der Sache habe. So wurde ihr denn der größte Theil der ausgeschriebenen Belohnung zugesprochen.

Auf solche Weise gelangte sie zu einem schönen Heirathsgut. Bald nachher feierte sie Hochzeit mit John Green, der nicht mehr zur See fuhr, sondern daheim blieb als Pächter einer einträglichen Fähre am Hudson.

Der ungetreue Buchhalter Arthur King erhielt seine Strafe; ebenso die fünf Flüchtlinge von Sing-Sing. Um für die Zukunft derartige Entweichungsversuche unmöglich zu machen, wurde die Mauer der Strafanstalt an jener Stelle mit einem hohen spitzen Eisengitter versehen, welches die an Sing-Sing vorbeifahrenden Eisenbahnpassagiere noch heute bewundern können.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.

**Die Farbenblinden.** — Der berühmte Arzt Hufeland fuhr einmal mit einem jungen, schwatzhaften Gecken zusammen, der sich einen Scherz mit dem älteren Herrn erlauben wollte, indem er ihn unterwegs fragte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ist der Ort dort drüben Grüneberg oder Rothenburg? Ich bin nämlich farbenblind!“

Sofort entgegnete der geistreiche Hufeland: „Bedaure, nicht dienen zu können; ich leide nämlich an demselben Fehler, so daß ich beispielsweise einen Gelbschnabel von einem Naseweiß nicht unterscheiden kann.“ [E. K.]

## Humoristisches.



Bei der Schloßbesichtigung.

Fremder (im letzten Zimmer angelangt): Hat dieser Raum auch irgend eine historische Bedeutung?

Kastellan: Hm, wie man's nimmt, hier bekomme ich gewöhnlich das Trinkgeld von den Herrschaften!




Der Grund.

Dame (im vollbesetzten Omnibus): Gott, hier wird's immer enger!

— Na, Sie essen doch auch immerzu!

**Wie kann man die Breite eines Stromes ohne weitere Hilfsmittel annähernd bestimmen?** — Zu diesem Zwecke stelle man sich an das Ufer eines Wasserlaufs an eine Stelle, wo rückwärts möglichst ebenes Land liegt. Nun ist der Kopf ganz gerade zu halten, während man die Krämpe des Hutes so weit herabdrückt, bis sie scheinbar das entgegengesetzte Ufer berührt. Dann dreht man sich auf der Stelle um, fixirt den Erdpunkt, den der Rand des Hutes jetzt berührt, und schreitet die Entfernung bis dahin ab, die nun der Breite des Stromes entsprechen wird. [—dn—]

**Schnell herausgeholfen.** — Ein alter Kapitän, der eine echte Münchhausennatur besaß, erzählte einst von seiner letzten großen Fahrt: „Als wir im Stillen Ozean kreuzten, trafen wir eine Insel, die von Krebsen buchstäblich roth aussah.“

„Aber, lieber Kapitän,“ warf ein Tischgenosse ein, „Krebse sehen doch erst roth aus, wenn sie gekocht sind.“

„Ganz richtig,“ gestand die Theerjacke; „das war eben eine vulkanische Insel mit lauter siedendheißen Quellen.“ [—dn—]

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels „Eine seltene Gedenktafel“ in Nr. 26: Das auf dem Felsen eingeschriebene Wort Danubius ist der Schlüssel zur Lösung. Werden die Buchstaben desselben nämlich der Reihe nach von links nach rechts mit den Zahlen 1 bis 8 bezeichnet, so hat man die Bedeutung der auf der Tafel stehenden römischen Zahlen. I ist = D, II = A u. s. f. Die Lösung ergibt den Text: Mein Liebchen wohnt am Donaustrand.

### Charade. (Viersilbig.)

Die höchste, herrlichste der Herrlichkeiten
Wird mit zwei kleinen Silben uns genannt;
Sie sind das Ideal der schönsten Freuden,
Des reinsten Glücks, ein hochgelobtes Land,
Sie sind das Ziel, wonach all unser Streben
Gerichtet bleiben soll im Pilgerleben.

Die andern Zwei siehst du auf allen Straßen,
Dort in der Stadt, in Wald und Feld und Flur;
Bald geh'n sie langsam, bald in tollem Rasen,
Bald goldgeziert, bald schmutzig, einfach nur.
Doch will man kühn als Zeitwort sie verwenden,
Ist's schwankend, ob sie Glück, ob Unglück spendet.

Das Ganze ist ein unvergänglich Zeichen
Und stellt als freundlich leuchtend Bild sich dar;
Wenn Alles ruht in nächtlich stillem Schweigen,
Blickt es herab aus seiner Brüder Schaar.
Und seltsam: dieses friedlich sanfte Bild
Man wie ein grimmes Raubthier auch noch schilt.

Auflösung folgt in Nr. 28.

### Auflösungen von Nr. 26:

des Logogriphs mit Palindrom: Esser, Dessert, Tresse;
des Scherz-Räthsels: Hand-el.



Verlag der Buchdruckerei der
**Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.